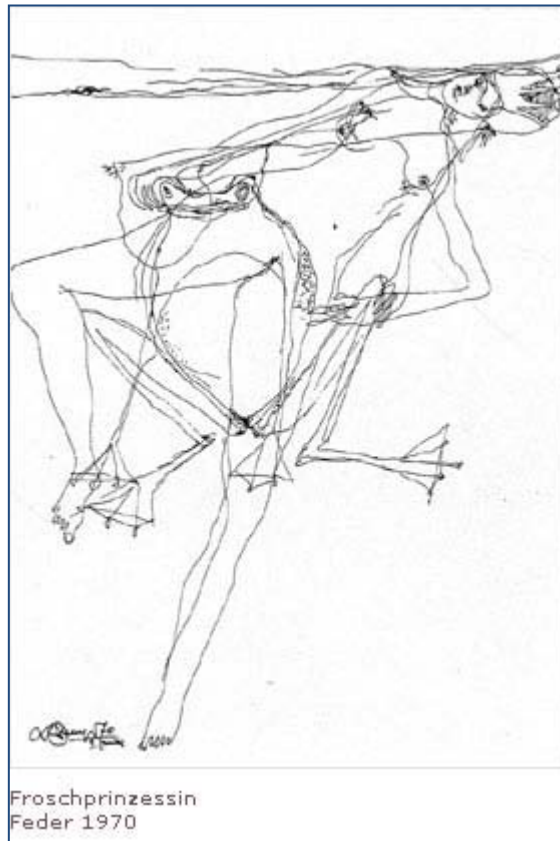


Günter W. Remmert

DER FROCHKÖNIG

Zu Bildern von Roland Peter Litzenburger



Es war einmal - mit dieser liebevollen Maskerade beginnen alle Märchen. Was stets von neuem sich ereignet, entführen sie in eine bilderreiche Vergangenheit. Selbst Schreckliches, Risiko, Gefahr und Trauer sagen sie so auf schonungsvolle, ja unterhaltsame Weise. Wie die Gleichnisse im Munde Jesu erzählen sie offen und geheimnisvoll zugleich, verschlüsselt und treffend. Dabei geben sie ihren wegweisenden Sinn nur zögernd preis. Der Hörer soll mit ihm im fortschreitenden Entdecken wachsen.

In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön; aber die jüngste war so schön, dass die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte, sooft sie ihr ins Gesicht schien. Nahe bei dem Schlosse des Königs lag ein großer dunkler Wald, und in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunnen; wenn nun der Tag recht heiß war, so ging das Königskind hinaus in den Wald und setzte sich an den Rand des kühlen Brunnens - und wenn sie Langeweile hatte, so nahm sie eine goldene Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder; und das war ihr liebstes Spielwerk.¹

So beginnt das Märchen vom Froschkönig, das die Brüder Grimm als erstes in ihre Sammlung aufgenommen haben. Es belauscht eine Königstochter bei ihrem kindlichen Spiel. Die goldene Kugel, "ihr liebstes Spielwerk", ist geschlossen und rein wie das Selbstverständnis eines unberührten Mädchens. Sie spiegelt das runde, ungetrübte Weltbild eines Kindes. Die Prinzessin hält sie gerne in der Hand, streichelt über die glatte Oberfläche und freut sich an ihrem Schimmer. Sie wirft die Kugel in die Höhe wie einen Ball. Erscheint sie ihr am Himmel nicht wie Sonne oder Mond? Als kleine Göttin kann sie ihre Sonne auf und untergehen lassen. Sie kann die Kugel aber auch wie einen Gedankenflug über die Wolken und in alle Welt hinauswerfen. Samt ihrem Goldglanz kehrt sie doch immer wieder zurück und lässt sich fangen. Das Mädchen hat an ihr seine helle Freude. Es vertreibt spielend seine Langeweile, kühlt die Hitze seiner Gefühle, erschafft sich seine Welt. Bis dieses Spiel zwischen den Fingern zerrinnt, die Kugel aus der Hand gleitet.

Nun trug es sich einmal zu, dass die goldene Kugel der Königstochter nicht in ihr Händchen fiel, das sie in die Höhe gehalten hatte, sondern vorbei auf die Erde schlug und geradezu ins Wasser hineinrollte. Die Königstochter folgte ihr mit den Augen nach, aber die Kugel verschwand, und der Brunnen war tief, so tief, dass man keinen Grund sah. Da fing sie an zu weinen und weinte immer lauter und konnte sich gar nicht trösten. Und wie sie so klagte, rief ihr jemand zu: "Was hast du vor, Königstochter, du schreist ja, dass sich ein Stein erbarmen möchte." Sie sah sich um, woher die Stimme käme, da erblickte sie einen Frosch, der seinen dicken, hässlichen Kopf aus dem Wasser streckte. "Ach, du bist's, alter Wasserpatscher", sagte sie. "ich weine über meine goldene Kugel, die mir in den Brunnen hinabgefallen ist." - "Sei still und weine nicht", antwortete der Frosch, "ich kann wohl Rat schaffen..."

Ausgerechnet ein hässlicher Frosch will Rat schaffen. Was versteht schon ein klebriges, glitschiges, schleimiges Etwas von den weit in die Welt fliegenden Träumen eines jungen Mädchens? Ist nicht die ekelerregende Kröte der gefährlichste Widersacher von Reinheit und Licht? Ist sie nicht im feuchten Dunkel zuhause, *"tief, so tief, dass man keinen Grund sieht"*, in den Untiefen der Seele und unauslotbarer Erfahrungen?

Roland Peter Litzenburger zeichnet den Menschen, dem der goldene Traum von Welt zwischen den Fingern zerrinnt, der sich dem Anspruch des Unvertrauten ausgesetzt erfährt. Er zeichnet das Kind, dem sein Kindsein entgleitet. Ein Tuscheaquarell vom 1. August 1973, das drei Jahre zurückliegende Motive wieder aufnimmt, trägt den Titel *"Froschprinzessin und die goldene Kugel"*. Auf diesem Blatt sitzt die Prinzessin seitlich am Boden, mit naiven verhangenen Gesichtszügen, zwischen den Knien der gespreizten Beine ihr innig geliebtes Spielzeug, die Kugel. Das Mädchen muss aufpassen, dass es sich nicht vom Kindes- in das Jungferalter träumt: in seinem hochnäsigen Profil macht sich die ihr Frausein verleugnende alte Jungfer schon bedrohlich bemerkbar. Mit breitem Maul hockt auf ihr eine riesige Kröte. Die ganze Wölbung des Mädchenleibes wird von der Kröte bedeckt und beherrscht. Ihr eines Glupschaug schaut aus ihrem Busen. Ein Krötenbein hält die Kugel fest und bewahrt sie vor dem unwiederbringlichen Entgleiten. Mit einer Hand rührt die Prinzessin an den Bereich ihres Geschlechts, der andere Arm streckt sich als knorriger Stecken nach einem Wunsch- und Phantasiegebilde von Befruchtung aus: einem einer Knolle entwachsenen, vegetativen Gebilde mit knöchernen, vielfingrigen, haarigen, gräsernen und kugeligen Formen.

Auf diesem Blatt hat kindliches Erleben im Übergang zur nächsten Lebensstufe Kontur angenommen. Wie die zukünftige Gestalt sein soll, ist noch nicht heraus. Aber die Bestandteile, aus denen es sich zusammenfügt, sind schon vorhanden, wenn auch noch verpuppt und in unproportioniertem Nebeneinander. Auf dem Menschen, der am liebsten als Dame ohne Unterleib durchs Leben zöge, thront unübersehbar ein Frosch. Wer wollte ihm, der wie alles Lebendige aus dem Wasser stammt, seinen Platz streitig machen? Was ihn hässlich erscheinen lässt, ist allein die Abwehr, das Zurückschrecken vor Verwandlung, die noch ausstehende Integriertheit. Bauch und Becken, Schoß und Unterleib hält er besetzt als äußere Anschaulichkeit ihres Innenlebens, als lebendiges Symbol leib-seelischer Prozesse.

Über ihm steht der Prinzessin staksig, knöchern und überlang gestreckt ein Arm ab. Unflexibel und versteift meldet sich in dieser sperrigen Geste eine Schranke. Weist nicht die Geschlechtlichkeit alles in seine Schranken, was glaubt, unberührt und ungezeichnet an ihr vorbei zu kommen? Eine solche Extremität muss das Verhalten hölzern und unbeholfen machen, solange sie sich nicht in lebendigen Austausch einbeziehen ließ. Der Mensch, der die Gegensätzlichkeiten von Weiblich und Männlich nicht zusammenbekommt, magert an seinem einen Ende bis auf den Knochen ab, um sich am anderen zu einer Kröte aufzublähen. Solche Unausgeglichenheit muss innerlich wie äußerlich mattsetzen oder in Hast umtreiben.

Das Märchen zeichnet wie das Bild erzählt: ein Menschenkind, das sein Geschlecht zunächst als schlecht erfährt, Sexualität als Unreinheit, als etwas, vor dessen Berührung man schauernd und sich ekelnd zurückschrecken kann. Die Froschprinzessin ist noch nicht zum Dialog erwacht. Seine Einladung ist so drängend, dass sie wohl kaum ausgeschlagen werden kann. Tatsächlich stehen am Rande zwar, aber unlegbar, die Zeichen auf Verwandlung. Aus dem Knochenstecken schlägt wie aus Aarons Stab Leben aus, die Metallkugel verpuppt sich in einen Leben bergenden und austragenden Kokon. Die männliche wie die weibliche Seite in ihr geraten in Bewegung und Entwicklung.

Das Märchen erzählt weiter, wie der Frosch seine Bedingungen stellt, bevor er die Kugel wieder ans Tageslicht befördert. Er spricht:

... Wenn du mich liebhaben willst und ich soll dein Geselle und Spielkamerad sein, an deinem Tischlein neben dir sitzen, von deinem goldenen Tellerlein essen, aus deinem Becherlein trinken, in deinem Bettlein schlafen: wenn du mir das versprichst, so will ich hinuntersteigen und dir die goldene Kugel wieder heraufholen.

Wie wir wissen, verspricht die Prinzessin dies alles, aber nur, um es schnell wieder zu vergessen, als sie ihre geliebte Goldkugel von neuem in Händen hält. Der Frosch aber geht ihr nach, meldet sich an der königlichen Tafel, darf - allerdings erst nach Intervention des Königvaters - mit ihr zu Tische sitzen und lässt sich schließlich von ihr an zwei ausgestreckten Fingern in ihr Kämmerlein tragen. Hier nähert sich die Geschichte ihrem dramatischen Höhepunkt:

Als sie aber im Bett lag, kam er gekrochen und sprach: "Ich bin müde, ich will schlafen so gut wie du - heb mich herauf, oder ich sag's deinem Vater." Da ward sie erst bitterböse, holte ihn herauf und warf ihn aus allen Kräften wider die Wand: "nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch."

In einer Tusche- und Kugelschreiberzeichnung auf Offsetfolie mit dem Titel "*Du garstiger Frosch oder die Ambivalenz der Geschlechter*" hat der Maler diesen Höhepunkt gedeutet. Sie geht auf eine Arbeit von 1970 zurück und entstand in der vorliegenden Fassung am 28. August 1974.

Mit im Sprung gestreckten Hinterbeinen ist da wiederum der übergroße Frosch zu sehen, der schon im vorigen Bild der Königstochter auf den Leib gerückt war. Jetzt aber hockt er nicht nur wartend auf dem ihm zugehörigen Teil, sondern hat sie mit voller Kraft angesprungen, ist ihr unter die Haut gefahren. Seine Schenkel werden umspielt von den fliehenden Konturen menschlicher Beine und Füße. In Sprungrichtung liegt die Königstochter diagonal im Bild. Ihr Kopf neigt sich einem angewinkelten Arm zu, während der andere Arm in verschiedenen Phasen seiner Gestik - in der Luft rudern oder das Froschmaul mit den Fingerspitzen ertastend - skizziert ist. Die frauliche Hals- und spitz gekrönte Kopfpertie kreuzt einen männlichen Hals und Kopf. Auch er ist gekrönt, aber mit stumpfen Formen und in seinem Gesicht springen Fische übereinander. Eine Hand am Oberschenkel umfasst eine reife Frucht. Der Leib schwingt in tanzender, ekstatischer Bewegung um ein sich drehendes Standbein. Das Spielbein gibt das Genitale frei, in das im Sprung der Vorderfuß des Frosches fasst. Flammengleich züngelt es nach

allen Seiten. Ein wirbelndes Glied schenkt in Schalenform Blüte und Frucht zugleich, glüht und leckt in dem ihm eigenen Feuer.

Königstochter und Königssohn sind gekreuzt so über- und ineinander gezeichnet, dass der eine dem anderen seine Glieder leiht, im anderen sich regt, bewegt und tanzt. In ihrem Zusammenkommen nehmen beide zugleich und geben, ohne sich zu vermischen oder zu trennen. Den zum Frosch Verhexten erlöst die Gewalt ihrer Vitalität zum lieben Gesellen "*mit schönen und freundlichen Augen*". Umgekehrt befreit er sie von ihrer Träumerei, ihrer Begegnungs- und Berührungsangst. Die Frau wird Frau durch die Zuwendung des Mannes, so wie der Mann erst Mann wird durch die Aufgeschlossenheit der Frau. In ihrem Zueinander geschieht Menschwerdung. Was beide verwandelt, erlöst und tröstet, ist das *mysterium tremendum et fascinans* der Sexualität. Ihre Macht, die zuerst nur Abwehr und Verhextsein auslöste, springt in Ekstase und Enthusiasmus um. Aus spielerischer Selbstgenügsamkeit wird der befreiende Dialog der Erotik, aus Verwünschung Erlösung, aus sehnsuchtsvoller Einsamkeit beziehungsreiches Miteinander.

In Zartheit und Genauigkeit zeichnet und malt Roland Peter Litzenburger seine Beobachtungen und Variationen zu den Märchen der Brüder Grimm. Dabei illustriert er die Märchen nicht, sondern er schlüsselt ihre Grundsituationen auf. Sein Weitererzählen der Träume der Völker mit den Mitteln der Linie und Farbe ist mehr als ein psychologischer Kommentar. Hier werden Existenziale benannt. Wie die Märchen selbst sind seine Bilder nicht für den Kopf, sondern für das Leben bestimmt. Sie bezeichnen, was ist, und malen vor Augen, worauf es ankommt. Aber sie drängen sich nicht auf. Eher führen sie ihre Betrachter spazieren, stiften ihn zu Entdeckungsreisen an. Wer sehen kann, der sieht. Wer nicht sehen kann oder will, dem begegnen sie mit viel Geduld. In ihnen hat das Bemühen Gestalt angenommen, zart und genau zu sein. Gibt es eine andere verantwortbare Weise, dem Menschen seine Wahrheit zu zeigen?

¹ Die Märchen der Brüder Grimm (Text der letzten Fassung von 1857). München ¹1957, ⁹1979, S. 16